

Geschichte
der
Deutschen Literatur

Von

Adolf Bartels

In zwei Bänden

Sechstes bis zehntes Tausend ≡ Dritte und vierte Auflage

Erfter Band



Leipzig
Eduard Avenarius
1905

Geschichte
der
Deutschen Literatur

Von

Adolf Bartels

In zwei Bänden

Sechstes bis zehntes Tausend ≡ Dritte und vierte Auflage

Erfter Band
Die ältere Literatur



Leipzig
Eduard Avenarius
1905

Gottfried August Bürger.

Die nahe Verwandtschaft Bürgers mit Johann Christian Günther, und zwar nach Natur, Talent und Lebensschicksal, ist kaum einem unserer Literaturhistoriker verborgen geblieben. Sie erstreckt sich sogar bis in die Einzelheiten; denn, wie Günther in Wittenberg, führte Bürger in Halle ein ziemlich wüstes Studentenleben, wie Günthers Vater sagte sich Bürgers Großvater von dem Studenten los, der sich dann aber, wie Günther in Leipzig unter Burchard Menckes Einfluß, in Göttingen unter dem Boies zusammennahm. In beider Dichter Leben spielen die Frauen eine im ganzen unheilvolle Rolle, werden aber, Leonore wie Molly, gleich wichtig für ihre Poesie, die, wie die Kritiker meinen, zu individuell, pathologisch, dafür aber auch wahr, unmittelbar, von elementarer Gewalt ist. Von Günther wie Bürger gilt das Goethische Wort: „Er wußte sich nicht zu zähmen, und so zerrann ihm sein Leben wie sein Dichten“, beide sind Sturm- und Drangnaturen und sterben verhältnismäßig jung, aber während Günther in etwas durch seine Zeit, die einen Dichter noch nicht trug, entschuldigt ist, fällt auf Bürger die volle Verantwortlichkeit für sein Geschick, soweit von einer solchen die Rede sein kann. Darin gleicht er Schubart, der überhaupt, wie schon erwähnt, seine süddeutsche Parallel-

erscheinung ist. Doch hat Schubarts Poesie außer dem Zuge zur Volkstümlichkeit nicht allzu viel Ähnlichkeit mit der Bürger's, Günther und Bürger aber unterscheiden sich nur durch das schlesische und niedersächsische Stämmestum und den inzwischen eingetretenen Fortschritt der deutschen Dichtung. Es gibt Strophen bei Günther, die bei Bürger nicht auffallen würden, und zur spezifischen Lyrik gelangt auch dieser noch selten genug, was schon die große Strophenzahl der meisten seiner Gedichte äußerlich anzeigt. Daß der jüngere Dichter aber nun im allgemeinen den vollen poetischen Ton anschlängt und uns infolgedessen näher steht, braucht kaum ausdrücklich gesagt zu werden.

Keine Würdigung Bürger's kann an der berühmten Schiller'schen Rezension seiner Gedichte stillschweigend vorübergehen, sie hat unzweifelhaft in der Hauptsache recht. „Alles, was der Dichter uns geben kann, ist seine Individualität. Diese muß es also wert sein, vor Welt und Nachwelt ausgestellt zu werden. Diese seine Individualität so sehr als möglich zu veredeln, zur reinsten, herrlichsten Menschheit hinaufzuläutern, ist sein erstes und wichtigstes Geschäft. Rein noch so großes Talent kann dem einzelnen Kunstwerk verleihen, was dem Schöpfer desselben gebricht, und Mängel, die aus dieser Quelle entspringen, kann selbst die Feile nicht wegnehmen“ — das sind unbestreitbare Sätze, und wenn Schiller dann weiter erklärt, daß er unter allen Bürger'schen Gedichten kaum eines zu nennen wisse, das ihm einen reinen, durch gar kein Mißfallen erkauften Genuß gewährt hätte, und darauf schließt, daß Bürger's Gedichte nur deswegen die letzte Hand fehlen möchte, weil sie ihm selbst fehle, so darf dem niemand mit Erfolg zu widersprechen wagen. Zum Überfluß hat ein so gerechter Richter wie Hebbel, der etwas von Bürger hielt und selbst von ihm beeinflusst war (man vergleiche einmal „Bruder Graurock und die Pilgerin“ bei Bürger und „Schön Hedwig“ bei Hebbel), das Urteil Schiller's bestätigt: Hart hat er es freilich auch genannt und, wenn man auf die Einzelheiten eingeht, so findet man allerdings eine fast unerträgliche Schulmeisterei (die um so strenger zu beurteilen ist, als Schiller

selber sprachlich von Bürger, man kann beinahe sagen, das Beste gelernt hatte) und den für Schiller charakteristischen Mangel an Verständnis für wirkliche Lyrik darin. Was kann es helfen, einem Lyriker glückliche Wahl des Stoffes und höchste Simplität in Behandlung desselben zu empfehlen? Ist der „milde, sich immer gleiche, immer helle, männliche Geist, der, eingeweiht in die Mysterien des Schönen, Edlen und Wahren, zu dem Volke bildend herniedersteigt,“ von einem solchen wirklich immer zu verlangen? Jedenfalls ist die Lyrik die pathologischste von allen Dichtungsarten, und ich bezweifle sehr, ob es dem lyrischen Dichter möglich ist, „sich selbst fremd zu werden, den Gegenstand seiner Begeisterung (!) von seiner Individualität loszuwickeln, seine Leidenschaft aus einer mildern Ferne anzuschauen (!),“ wenn ich auch wohl weiß, daß die „sanftere und fernende Erinnerung“ der Lyrik oft dienlicher ist als die „gegenwärtige Herrschaft des Affekts,“ die aber auch häufig genug das Tiefe und Mächtige hervorruft. Jedenfalls ist es übertrieben, wenn von Bürger's Gedichten gesagt wird, daß sie, so poetisch sie gesungen, so undichterisch empfunden sind, und von der sehr undichterischen Seelenlage des Dichters gesprochen wird; auch paßt der Vergleich des Lyrikers mit dem Schauspieler durchaus nicht, und ganz klar tritt Schiller's Verständnismangel hervor, wenn er das „hohe Lied von der Einzigen“ nur ein sehr vortreffliches Gelegenheitsgedicht nennt und dabei den „guten Geschmack“ zum Richter der Lyrik ernannt. Ja, wenn Gedichte wie seine „Künstler“ und „Ideal und Leben“ wirklich die Höhe der Lyrik bezeichnen, dann hätte Schiller auch im einzelnen das Richtige getroffen, aber wir denken nicht mehr sehr hoch von dem lyrischen Wert dieser Stücke. Menschlich am unerfreulichsten ist vielleicht die Stelle der Rezension, wo Schiller das Selbstlob Bürger's tadelt, das doch wohl ganz aus dem Streben des Dichters, seinen Halt in seiner Poesie zu finden, zu erklären ist.

Doch, um es zu wiederholen, in der Hauptsache hatte Schiller recht: Bürger hatte sich als Individuum nicht hin-

reichend kultiviert, und es sei auch nicht vergessen, daß ihn die Kritik da, so weit es möglich, entschuldigt: „Auch wir empfinden sehr gut,“ schreibt Schiller, „daß vieles von dem, was wir an seinen Produkten tadelnswert fanden, auf Rechnung äußerer Umstände kommt, die seine genialste Kraft in ihrer schönsten Wirkung beschränkten, und von denen seine Gedichte selbst so rührende Winke geben. Nur die heitere, die ruhige Seele gebiert das Vollkommene. Wenn es auch noch sehr in des Dichters Busen stürmt, so müsse Sonnenklarheit seine Stirne umfließen.“ Dann lobt er die Fülle poetischer Malerei bei Bürger, die glühende, energische Herzenssprache, den „bald prächtig wogenden, bald lieblich flötenden Poesiestrom,“ das biedere Herz, das aus jeder Zeile spricht, und erklärt die Balladen Bürgers für einzig in ihrer Art, die Sonette als Muster ihrer Art, die sich auf den Lippen des Deklamators in Gesang verwandeln. Daß trotzdem die Kritik Bürger ins Herz traf und ihn zu wildem Zorn aufstachelte, darf nicht wundernehmen; das wahre Wohlwollen, das auch die strengste Kritik erträglich macht, fehlt in ihr, und im einzelnen wenigstens konnte sich Bürger sagen, daß er die höhere Empfindung für das, was Lyrik sei, habe.

Mit Ausnahme von Gervinus, der Geister wie Bürger überhaupt nicht leiden konnte und noch so unverständlich war, bei dem Dichter die „Mühseligkeit, Berechnung und Technik“ zu tadeln, übrigens doch auch bemerkte, daß Schiller „nur auf dem Tadel weilte,“ ist die spätere Kritik diesem doch nur bedingungsweise gefolgt, und die historische Betrachtung kann Bürger noch bedeutend mehr geben als die Kritik. Zwar wird ihn niemand mit Eugen Dühring als den vorzugsweise deutsch-poetischen Genius preisen, aber daß er den meisten seiner Vorgänger, selbst einem Klopstock gegenüber, einen merkwürdig, ich möchte sagen, vollblütigen Eindruck macht und seine Zeitgenossen bis auf Goethe an Umfang und Stärke des lyrischen Talents übertrifft, ist unbestreitbar, er ist in seiner Art ein großer Dichter, wenn er auch das Vollkommene nicht erreicht hat. Günther

ist sein Vorgänger, aber sein „Gleicher“ ist ein anderer, kein Deutscher, ist der Schotte Robert Burns, der elf Jahre nach ihm geboren wurde und zwei Jahre nach ihm starb; außer Temperament, Talent, Schicksal entsprechen sich hier auch die literarische Entwicklung und ungefähr die Stellung in der Dichtung des Volkes. Doch ist Bürger nicht ganz unser Burns geworden, vielleicht nur, weil unser Norddeutschland nicht Schottland war, weil sich auch das stärkste Talent bei uns vom „Bücherdunst“ nicht befreien kann. — Der junge Bürger hing zunächst mit der Halberstädter Anacreontik zusammen und fiel auch später gelegentlich in die Wielandsche Frivolität zurück, dann aber kam er unter den Einfluß Herders und lernte Perchs „Reliquien“ kennen, und nun entstand sein mächtigstes Werk, die „Lenore“, trotz ihrer Schwächen die deutsche Musterballade, durch die die Gattung bei uns erst geschaffen wurde. Vilmar und nach ihm Rudolf Hildebrand haben dem Dichter eine „Verkehrung“ des Grundmotivs vorgeworfen, und es ist richtig, daß eine volksliedmäßige Darstellung des unüberwindlichen Sehns nach dem Ruhm an der Seite des Geliebten poetischer wäre als die des grausigen Strafgerichts über die Gottlästernde; sicher aber entsprach die Wendung, die Bürger der Sage gab, dem Volksgeschmack der Zeit, und er führte seine Aufgabe mit solcher Kraft durch, daß die „Lenore“ alles fortriß und noch um die Mitte des 19. Jahrhunderts (wie ich aus den Jugenderinnerungen meiner Mutter weiß) zum Leierkasten gesungen wurde — ein Beweis, daß die Volkstümlichkeit, die Bürger hier träumte, die echte war. Die langsame Entstehung der Dichtung hat wohl Gervinus die Veranlassung zu dem oben angeführten Tadel gegeben — als ob nicht jeder Dichter, selbst das Genie, um die Technik einer neuen Gattung schwer zu ringen hätte! Von den späteren Balladen Bürgers steht keine auf der Höhe der „Lenore“, aber manche von ihnen, wie „Der Kaiser und der Abt“ und „Der wilde Jäger“, „Des armen Suschens Traum“, der deutsch-volksliedartig ist, auch die etwas zu „biedereren“ „Die Ruh“ und „Das Lied vom braven Mann“, selbst Stücke wie

die gelegentlich unbewußt travestierenden „Bruder Straurock“ und „Karl von Eichenhorst“ sind als neue Töne ganz gewiß nicht zu verachten und haben bedeutende Nachklänge gehabt. Von „Des Pfarrers Tochter zu Taubenhain“ rühmt Hebbel, daß sie „trotz der Peinlichkeit und selbst Trivialität der Komposition, wenn man sie als Ganzes betrachtet, Schilderungen enthält, die die deutsche Literatur in solcher Vollendung und Süßigkeit nur einmal besitzt“, und zum Teil läßt sich das auch von dem im ganzen mißratenen Stücke „Lenardo und Blandine“ sagen. Höchst unangenehm wirken dagegen die Romanzen von Zeus und Europa und „Frau Schnips“ — man begreift nicht, wie der Dichter der „Lenore“ diese in seine Gedichte aufnehmen konnte.

Auch die beste Lyrik Bürgers steht auf bemerkenswerter Höhe. Zwar Stücke wie „Die beiden Liebenden“ und selbst das berühmte „Dörfchen“ mit ihrer Kokokofrivolität wird man heute ablehnen, dafür aber die gesamte Mollh-Lyrik trotz ihres pathologischen Charakters für einen der schönsten erotischen Zyklen, die wir besitzen, erklären müssen. Innere Form haben in ihm freilich nur wenige Stücke, es ist bezeichnend, daß man in dem berühmtesten von allen, dem „Liebeszauber“ („Mädel, schau mir ins Gesicht“), aus der Mitte fünf Strophen wegstreichen kann und erst die zurückbleibenden drei etwas für unsere Empfindung Vollendetes ergeben, aber wunderbare Verse haben fast alle Gedichte, vor allem auch die umfangreichsten, die „Elegie“ (Als Mollh sich losreißen wollte) und „Das hohe Lied von der Einzigen“, die als große Kompositionen angelegt, aber freilich als solche nicht gelungen sind. Außer dem „Liebeszauber“ verdienen das „Winterlied“, „Das neue Leben“, „Trautel“, „Schön Suschen“, „Die Holde, die ich meine“, „Der Liebefranke“, „Mollhs Wert“, „Himmel und Erde“, „Mollhs Abschied“ Auszeichnung. Wer in „Schön Suschen“ Verse wie

„Ich kam und ging und ging und kam
Wie Ebb' und Flut zur See,“

in „Mollhs Wert“ den Eingang

„Ach könnt' ich Mollh kaufen
Für Gold und Edelstein,
Wir sollten große Haufen
Für sie wie Kiesel sein“

liest, der begreift, daß der Vergleich mit Burns nicht aus der Luft gegriffen ist, wenn auch die entzückende Frische der Burns'schen Liebeslieder nicht erreicht wird. Bürger schwankte künstlerisch etwas, er wollte vollstümlich sein (das Schiller'sche Ideal des Volksdichters, der die gewagtesten Vernunftwahrheiten in reizender und verdachtloser Hülle unter das Volk bringt, war aber mit Recht nicht das seine) und hatte andererseits wieder Verlangen nach Glanz und Pracht der Form, nach rhetorisch-machtvoller Darstellung innerer Kämpfe. Auch da ist er weit gekommen, hat, man vergleiche beispielsweise das Gedicht „Vorgefühl der Gesundheit“, die Schiller-Hölderlin'sche schwingvoll elegische Weise glücklich vorweggenommen. Seine Vorliebe für das Sonett hat dieselbe Ursache, und er hat nicht bloß formelle Muster gegeben, sondern die leicht zu Kälte verführende Form auch mit wärmstem Gefühl ausfüllen können. Gerade hier erreicht er oft die völlige Einheitlichkeit und Geschlossenheit (siehe u. a. „Liebe ohne Heimat“ und „An das Herz“), die so viele seiner anderen Gedichte in der Empfindung überschwang vermissen lassen.

Nach Mollhs Tod den Halt verlierend, durch die törichte Ehe mit dem Schwabenmädchen Elise Hahn, das ihn betrog, sogar dem Gespött verfallen, durch die Schiller'sche Kritik ins Herz getroffen, ist Bürger als einer von den zahlreichen Unglücklichen unter den deutschen Dichtern gestorben. „Sein Leben ist in seinen Gedichten, diese blühen als Blumen auf seinem Grabe,“ hat Herder ihm nachgerufen — heute gehört, obschon er immer neben den Klassikern seinen Platz behalten hat, etwas Liebe dazu, ihm ganz nahe zu kommen, aber die Liebe lohnt sich. Manchmal erscheint es einem, als ob in Bürger etwas sei, was durch die spätere Dichtung nicht zum vollen Aus-

druck gekommen, etwas spezifisch Norddeutsches, das, mit der „Süßigkeit“, von der Hebbel redet, wenigstens verwandt, etwa die Ergänzung der Mörike'schen süddeutschen Anmut bilden würde. Klaus Groth hat etwas davon, wurzelt aber zu sehr im engeren Sittlichen, um das Natürliche mächtig genug hervortreten lassen zu können, und Liliencron, den Bürger'sche Wendungen wie

„Ich lauchte mit Mollh tief zwischen dem Korn,
Umduftet vom blühenden Hagebuttdorn“

geradezu vorausnehmen, hat doch nicht die nötige Größe und Freiheit, um das Natürliche, das seine Domäne ist, in jener Vollkommenheit zu gestalten, die auch dem streng ethischen Geiste die volle und reine Bewunderung abzwingt.